

MARTINA LÜDICKE, MUSEUMSLANDSCHAFT HESSEN KASSEL (Hg.):
Wegpacken oder Ausstellen – Neue Ideen für alte Sammlungen. Beiträge der 23. Arbeitstagung Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 7. und 8. April 2017 im Hessischen Landesmuseum in Kassel. Museumslandschaft Hessen Kassel, Kassel 2019. 321 S., mit Abb. ISBN 978-3-931787-65-3, 14,90 €

Die Kommission Sachkulturforschung und Museum der DGV traf sich am 7. und 8. April 2017 zu ihrer 23. Fachtagung bei der Museumslandschaft Hessen Kassel im Hessischen Landesmuseum in Kassel. Die 15 Beiträge des vorliegenden Bandes entsprechen – bis auf einen – den Vorträgen des Tagungsprogramms (vgl. S. 9f.): Anstelle des Vortrags von Petra Naumann vom Freilichtmuseum Hessenpark (S. 9) findet sich hier ein Beitrag der Organisatorin und Leiterin der Tagung, Martina Lüdicke. Sie stellt die Geschichte der volkskundlichen Sammlung im Hessischen Landesmuseum sowie deren Einbeziehung in die Neukonzeption der 2016 wiedereröffneten Dauerausstellung dar (S. 210–225).

Bei der Anfrage zur Übernahme der Rezension des Bandes weckten der Titel und Untertitel – „Wegpacken oder Ausstellen. Neue Ideen für alte Sammlungen“ – sofort mein Interesse, ist darin für mich doch die Frage nach dem Potential und der Relevanz gerade auch älterer volkskundlicher und alltagsgeschichtlicher Sammlungen formuliert: Welche heute relevanten Themen, Ausstellungsprojekte und Ausstellungsformate lassen sich mit und aus den Sammlungsbeständen entwickeln? Welche Konzepte der Qualifizierung und Weiterentwicklung der Sammlung ermöglichen den Anschluss der musealen Arbeit an die Gegenwart?

Etliche Autor*innen stellen die Geschichte ihres Museums dar, bisweilen auch in Verbindung mit der und in Bezug auf die Geschichte der Region, für die ihr Museum steht. Die Beschreibung der Entwicklung der jeweiligen Sammlungen sowie der (Dauer-)Ausstellungen ist in den Beiträgen vieler Autor*innen ebenfalls zentral. Erwähnung finden auch die für eine erfolgreiche Arbeit mit einer musealen Sammlung notwendigen, oftmals retrospektiv angelegten Inventarisierungs-, Dokumentations- und Erschließungsprojekte, die heute in aller Regel datenbankgestützt erfolgen. Jedoch erhellend und weiterführend im Sinne der Fragen und Erwartungen, die der Titel des Tagungsbandes weckte, waren die sich darauf beschränkenden Beiträge für mich nicht.

Einen aus meiner Sicht guten Einstieg in das Thema ermöglicht Brigitte Heck (S. 114–131). Sie skizziert die Entwicklung und Grundlinien der volkskundlichen Museumsarbeit in der Sammlungs- und Ausstellungspraxis von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Sie macht aber auch deutlich, an welchen Prinzipien sich die Arbeit in Museen mit Sammlungen zur Volkskunde und Alltagskultur heute orientieren muss, wenn sie erfolgreich sein will, nämlich Bezug zur Gegenwart herstellen, Anschlussfähigkeit an tagespolitische Themen besitzen, Besucher*innen „Erfahrungsbrücken bauen“ (S. 126f.). „Rückschau auf die Geschichte“, resümiert Brigitte Heck, geschieht „aus der Gegenwart heraus. Wir müssen uns also auch auf diese dezidiert beziehen und unsere Besucher in ihrem Alltagsleben erreichen.“ (S. 127) Für die Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit des Badischen Landesmuseums Karlsruhe macht sie das an einigen Erwerbungen für Ausstellungsprojekte konkret (S. 122–125), so etwa an einer Kuckucksuhr im traditionellen Schwarzwaldstil, bei der jedoch zur vollen Stunde in der Klappe des Uhrschilds anstelle des gewohnten Kuckucks ein kleiner Lautsprecher erscheint, der akustisch wie ein Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft (S. 124).

Auch weitere Museen mit Sammlungen zur Volkskunde und Alltagskultur setzen auf die Strategie der Weiterentwicklung der Bestände durch Neuerwerbungen bis an die Gegenwart. Das Ziel ist dabei, historische, vermeintlich vergangene Themen sowie die dazugehörigen Sammlungsbestände mit aktuellen Fragestellungen und Problemen und den dazugehörigen Objekten der Gegenwartskultur gegenüberzustellen. Für die LVR-Freilichtmuseen beschreiben das Matthias Fieder (Kommern) und Hannah Janowitz (Lindlar). Im Freilichtmuseum Kommern wird das für das Thema Wohnen in der seit 2012 bestehenden Baugruppe „Marktplatz Rheinland“ mit einem Flachdachbungalow von 1959, einem Quelle-Fertighaus von 1965 sowie einer Flüchtlingsunterkunft, einem von 1991 bis 2012 genutzten „Asylcontainer“, dargestellt. Nicht nur die Gebäude, auch deren Ausstattungen sind „neu“: Entweder handelt es sich um noch vorhandene Teile der Originalausstattung oder um den musealen Zeitschnitten entsprechenden Ensembles anderer Provenienzen (S. 302–308). Das Freilichtmuseum Lindlar versteht sich als ein ökologisches Freilichtmuseum (S. 309–312). Neben der Bewahrung, Vermittlung und musealen Präsentation historischer, alltagskultureller Inhalte und Objekte bemüht sich das Museum um eine konsequente Einbindung von gegenwarts- und zukunftsrelevanten Fragestellungen zu Ökologie und Nachhaltigkeit in die Dauer- und Sonderausstellungen sowie in die museumspädagogischen Programme (S. 309–311).

Der Gegenwartsbezug bei der Bestandsentwicklung, in Ausstellungen und musealen Projekten ist eng verknüpft mit dem Konzept der Partizipation, einem sicher wesentlichen Trend der letzten Jahre in der Museumsszene. Elisabeth Tietmeyer zeigt diesen Zusammengang in ihrem Beitrag über die Arbeit des Museums Europäischer Kulturen (MEK) in Berlin (S. 98–113). Das MEK als Institution ist ein relativ junges Museum. Erst 1999 entstand es aus der Zusammenlegung des 1889 gegründeten Museums für (Deutsche) Volkskunde und der Europäischen Teilsammlung des damaligen, 1873 gegründeten Museums für Völkerkunde in Berlin. Dadurch verfügt das MEK nun

über eine der weltweit größten Sammlungen zur europäischen Kulturgeschichte, deren Sammlungsgeschichte in ihren Anfängen bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht. Inhaltlich beschäftigt sich das Museum mit „Lebenswelten in Europa“, allerdings mit einem durch die Sammlungsgeschichte bedingten Schwerpunkt auf Deutschland, und thematisiert dabei vor allem Kulturkontakte. In der Praxis des MEK kommen in den verschiedenen Formaten partizipative Methoden zur Anwendung (S. 99). Die „Europäischen Kulturtage“ (S. 99–101) stellen regelmäßig zu einem bestimmten Thema ein Land, eine Region oder eine ethnische Gruppe aus Europa vor und umfassen neben einem umfangreichen Rahmenprogramm eine (Studio-)Ausstellung sowie Kooperationsprojekte mit Gruppen, Vereinen oder Instituten. Ein wichtiges Anliegen des MEK ist es dabei, einen Bezug zu den Museumssammlungen und deren Präsentation in der Dauerausstellung „Kulturkontakte. Leben in Europa“ herzustellen. Dies geschieht etwa durch zeitweilige Interventionen in der Sammlungspräsentation und mit Bezug auf dort gezeigte Exponate (S. 100f.). Auch in der Arbeit mit den Sammlungsbeständen und bei der Sammlungsentwicklung zeigt sich die Bedeutung partizipativer Methoden (S. 103–108). Für die seit 2011 bestehende Dauerausstellung wurden die älteren Sammlungsbestände, deren Entstehung bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht, neu interpretiert, indem sie unter aktuellen Fragestellungen in andere Kontexte gesetzt wurden (S. 106). Ein wesentlicher Bestandteil der Sammlungsentwicklung des MEK ist der aktive gezielte Neuerwerb von Einzelstücken zu verschiedenen Themenbereichen, wobei die zeitliche Orientierung immer bis in die Gegenwart reicht (S. 104).

Die Neusichtung älterer Sammlungsbestände mit dem Ziel, Exponate jenseits hergebrachter, rein positivistischer Präsentationsformen neu zu interpretieren und in neue Kontexte zu stellen, ist vor allem bei Neukonzeptionen von Dauerausstellungen sinnvoll. Ein aus meiner Sicht interessantes Beispiel dafür mit einem bemerkenswerten Ergebnis bringt der Beitrag von Claudia Selheim (S. 230–253). Die Neukonzeption der Dauerausstellung zur Kulturgeschichte des „langen 19. Jahrhunderts“, in die Objektbestände aus insgesamt 13 Teilsammlungen einschließlich der Volkskunde einfließen, ist ein zentrales Arbeitsvorhaben am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Erstmals 1902, nach dem Zweiten Weltkrieg wieder ab 1954, jedoch in veränderter Form, und schließlich seit 1970 wieder am ursprünglichen Standort werden im GNM mit den sogenannten Bauernstuben Rauminszenierungen zum ländlichen Wohnen verschiedener Regionen gezeigt. Besucherbefragungen ergaben, dass die Bauernstuben mit zu den beliebtesten Ausstellungsgruppen zählen (S. 230). Das begehbare Raumensemble „Flett und Döns“ eines fiktiven niederdeutschen Hallenhauses wird auch als museumspädagogische Vermittlungseinheit mit dem Thema „jeder Mensch wohnt anders“ genutzt. Dies und die große Beliebtheit führten zu der Entscheidung, Flett und Döns des niederdeutschen Hallenhauses in die Neukonzeption zu integrieren. Vorgesehen ist dabei jedoch nicht der bloße Fortbestand des überkommenen Formats Bauernstube. Vielmehr soll das Raumensemble für einen Aspekt der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts stehen, und zwar für „die in jenem Jahrhundert entwickelte, charakteristische Präsentationsform“ (S. 231). Für die Realisierung dieses Konzeptes gibt es die „Idee, Flett und Döns in ihrer historischen musealen Präsentation von 1902 virtuell erfahrbar zu machen

und letztlich eine virtuelle, selbst bestimmte Ausstellung zu ermöglichen“ (S. 231). Eine Neuinterpretation des Formats Bauernstuben setzt eine intensive Erforschung der Präsentationsgeschichte des gesamten Ensembles anhand verschiedenster Quellen voraus. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zu den sich wandelnden Zeigestrategien und die Konkretisierungen für eine Umsetzung ihres Konzeptes, Flett und Döns mit den darin gezeigten Exponaten in einen ganz anderen Kontext zu stellen, legt Claudia Selheim in ihrem lesenswerten Beitrag dar (S. 231–247).

Auch im Bayerischen Nationalmuseum in München steht eine Neukonzeption der volkskundlichen Dauerausstellung an. Über die laufenden Planungen dazu berichtet Thomas Schindler (S. 166–189). Neben der Erweiterung der Bestände durch eine Fortschreibung der Sammeltätigkeit bis hin zur Gegenwart wird auch in München die neue Dauerausstellung auf die „grundlegenden Veränderungen, die eng mit den gewandelten Konzepten des Sammelns, Erforschens, Bewahrens und Vermitteln verknüpft sind“ (S. 177) einhergehen. Besonderes Augenmerk soll „auf die Gegenüberstellung historischer Objekte als materieller Ausdruck kulturellen Handelns mit entsprechenden Phänomenen der Gegenwart“ (S. 179) gelegt werden. Dies soll mit in die Dauerausstellung integrierten „Hotspots“ in Form von Medienstationen und kleinen Objektvitrinen geschehen (S. 179f.). Thematisch ist eine Dreiteilung vorgesehen, zunächst eine Einleitungssequenz zur Sammlungsgeschichte, eine Einheit zu Religion, Glaube und Frömmigkeit und schließlich eine Ausstellungssequenz über die spezifischen Formen des Ding-Umgangs (S. 183–186).

Zeitgenössische künstlerische Arbeiten als Bestandteil einer alltags- oder kulturgeschichtlichen Ausstellung sind nichts Neues. Auch in Beiträgen zum vorliegenden Band finden sich einige Beispiele. Elisabeth Tietmeyer erwähnt temporäre „künstlerische Interventionen“ in der Dauerausstellung des MEK in Berlin (S. 101), Brigitte Heck berichtet von „zum Kunstobjekt umfunktionierten“ Objekten der Alltagskultur, die als Neuzugänge in die Sammlung übernommen wurden (S. 124). Ganz anderer Art war das Projekt, von dem Kirsten Bernhardt in ihrem Beitrag berichtet (S. 254–274). Die umfangreiche volkskundliche Sammlung des Braunschweigischen Landesmuseums befindet seit Jahren nahezu vollständig in den Magazinen (S. 254–257). Im Frühjahr 2015 meldete sich der neuseeländische Künstler Matthew Cowan während seines Jahresstipendiums des Landes Niedersachsen und der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig beim Braunschweigischen Landesmuseum. Er bat um Recherchemöglichkeiten in den Sammlungen des Museums, da er sich im Rahmen seines Stipendiums mit der regionalen Kultur beschäftigte und dabei durch das Studium der Literatur auf die volkskundlichen Bestände des Museums aufmerksam geworden war (S. 258). Es entwickelte sich die Idee zu einer Ausstellungskooperation, als inhaltliches Thema formulierte der Künstler „Courtship and Love“ – Brautwerbung und Liebe – und hinsichtlich des Konzeptes war klar, dass „Objekte aus den Sammlungen des Museums gemeinsam mit neuen Arbeiten des Künstlers inszeniert werden sollten“ (S. 259). Der Beginn der konkreten Arbeit gestaltete sich als „Feldforschung“ des Künstlers in den Depoträumen. Entsprechend der Entscheidung für das Oberthema Liebe und Hochzeit erbrachte diese Sichtung der Bestände einen umfangreichen Pool

unterschiedlichster Objekte aus unterschiedlichsten Zeiten: zum Beispiel einen Bestand verzierter Ellen, die Frauen als Liebes- oder Hochzeitsgaben erhalten hatten, Spanschachteln und Wockenblätter, Brautausstattungen und Kleidung von Hochzeitsbittern, Unterwäsche und Strümpfe, Fruchtbarkeitspüppchen, die Brautwocken schmückten. Parallel zur Beschäftigung mit den Sammlungsbeständen arbeitete der Künstler an seinen Werken im Atelier. Die Auswahl der Ausstellungsobjekte erfolgte assoziativ. Die Erzählung einer bestimmten Geschichte mit den Objekten oder die Vermittlung eines bestimmten, chronologisch oder thematisch geordneten Wissens darüber, war nicht das Ziel (S. 260f.); vielmehr erfolgte die Präsentation der Sammlungsobjekte nach ästhetischen Kriterien. Die Arbeiten von Matthew Cowan konnten als seine künstlerische „Antworten“ gesehen werden, in denen er Assoziationen und Interpretationen zu den ausgewählten Objekten im Rahmen des gewählten Themas zum Ausdruck brachte. „Das Ergebnis war schließlich ein Gesamtkunstwerk in fünf Räumen: Rund um das Thema Liebe wurden circa 50 Museumsobjekte zusammen mit sechs eigens geschaffenen künstlerischen Arbeiten inszeniert“ (S. 261). Die Ausstellung mit dem Titel „Wandle auf Rosen und Vergissmeinnicht. Eine Hochzeit von alten Dingen und neuer Kunst von Matthew Cowan“ war von Mai 2016 bis Februar 2017 im Braunschweigischen Landesmuseum zu sehen.

Digitalisierungsprojekte, Onlinepräsentationen von Sammlungen im Internet, Open Data und Open Access – diese Begriffe kennzeichnen aktuelle Trends und Diskussionen in der Museumsszene. Pauline Lörzer beschreibt am Beispiel des Stadtmuseums Camberg (S. 276–297) ihr Vorgehen und ihre Erfahrungen in einem Digitalisierungsprojekt und fragt „nach den „Möglichkeiten und Grenzen der Digitalisierung für die volks- und heimatkundlichen Museen“ (S. 277). Eingesetzt für die Erfassung der Sammlungsbestände wird dort digiCULT.web als zentrale Inventarisierungs- und Dokumentationssoftware der Museen in Thüringen. Über das „Museumsportal Thüringen“ können die so erfassten Daten für die Öffentlichkeit im Internet zugänglich gemacht werden (S. 283f.). Ein Bestand historischer Karten und Flurkarten sowie eine Sammlung von Notgeldscheinen aus Deutschland waren vom Stadtmuseum Camberg auf diese Weise zuerst online gestellt worden (S. 286). Zu dem Bestand historischer Karten erhielt das Museum von jeher regelmäßig Nutzungsanfragen und konnte nun auf die Digitalisate verweisen. Ein durch die Präsenz im „Museumsportal Thüringen“ bedingter förderlicher Effekt, etwa auf die Besucherzahlen oder Nutzungs- und Leihanfragen, ließ sich für das Museum nicht direkt nachvollziehen (S. 287). Nadine Kulbe und Ira Spieker berichten in ihrem Beitrag unter anderem über die Digitalisierung und Onlinestellung einer Sammlung von Segens- und Beschwörungsformeln aus dem Nachlass Adolf Spammers (S. 78–80), die das Ziel verfolgt, „zukünftige Forschungsvorhaben mit dem konkreten und dem abstrakten Potential dieses Materials zu unterstützen“ (S. 79). Und Matthias Fieder und Hannah Janowitz (S. 313f.) sehen in der Beteiligung der LVR-Freilichtmuseen Kommern und Lindlar an einem Digitalisierungsprojekt, das in Kooperation mit dem LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte in Bonn durchgeführt wird, einen „weiteren Ansatz der gegenwartsorientierten Vermittlung“ der Freilichtmuseen (S. 313). In dem ebenfalls auf digiCULT.web basierenden „Portal Alltagskulturen

im Rheinland“ können die Sammlungen der beiden Museen mit den Materialien (Umfragen, Fotos, Filme) des LVR-Instituts in Verbindung gebracht und präsentiert werden. Sammlungsbestände zu digitalisieren, online zu stellen und auf diese Weise im Internet der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ist zweifellos richtig. Ein „Ausstellen im Internet“ kann aber die Präsentation von Originalen und deren Kontextualisierung in musealen Ausstellungen nicht ersetzen.

Stephan Pahs, Münster

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/14>